

Werner Schnatterbeck

Mut zum Anderssein

Am 28. Februar 2005 fand in der Katholischen Akademie in Freiburg der Studientag der Schulstiftung mit den Vertreterinnen und Vertretern der Schulabteilungen der Regierungspräsidien statt. Die Beiträge von Professor Tzscheetzsch zur Verantwortung der Kirche für die Bildung und von Stiftungsdirektor i. R. Dr. Adolf Weisbrod zu 16 Jahren Schulstiftung trugen ebenso wie die Begegnung mit den Kolleginnen und Kollegen aus den Schulen, der Schulstiftung und der staatlichen Schulverwaltung dazu bei, einmal mehr katholische freie Schulen als „wert-volle“ Bereicherung des Bildungswesens in Baden-Württemberg wahrzunehmen. Einen Aspekt hatte ich bei der Diskussion des Referates von Professor Tzscheetzsch besonders unterstrichen und bin dankbar, dass ich an dieser Stelle die Möglichkeit habe, ihn etwas auszuführen.



Lehrerinnen und Lehrer sowie Erzieherinnen und Erzieher beklagen häufig bei Kindern und Jugendlichen unangepasstes Sozialverhalten, Ichbezogenheit, geringe

Frustrationstoleranz, hedonistisches Habenwollen und einiges andere mehr, was offensichtlich auch auf Verwöhnungstendenzen im Erziehungsprozess zurückzuführen ist. Nicht weil die Aussage „Jede Gesellschaft hat die Jugend, die sie verdient“ so flott von den Lippen geht, sondern im Sinne des Auslotens der Verantwortlichkeiten über die Gruppe der professionellen Pädagogen hinaus will ich die Frage formulieren: „Welche Sozialisationsbedingungen stellt die Gesellschaft, d. h. in der Regel die Welt der Erwachsenen, zur Verfügung, um junge Menschen zu dem zu machen, was sie sind?“ Aus meiner Sicht gilt es nicht, mit dem Finger auf junge Menschen zu zeigen, sondern zu erkennen, dass wir Tendenzen in unserem gesellschaftlichen Zusammenleben akzeptieren, die vordergründiges Wohlfühlen ermöglichen, aber auf Dauer sowohl das psychische Gleichgewicht des Einzelnen gefährden als auch die soziale Balance in eine Schräglage bringen. Von neurotisch machenden Rahmenbedingungen zu sprechen erscheint mir nicht übertrieben, wenn wir beispielsweise an die humanistische Psychologie Erich Fromms und Viktor E. Frankls denken. Zu deren theoretischen Analysen und Deutungen stehen im wirklichen Leben die enorme Bedeutung des Materiellen und die extreme Individualisierung in deutlichem Gegensatz. Diese Fehlhaltungen finden unter anderem ihren Ausdruck in der Frage „Was bringt mir das?“ und in der Aussage „Ich will Spaß“ sowie in der Haltung: „Gut ist es dort, wo Party ist“.

Ganz gleich, ob wir von der „Spaßgesellschaft“ oder von der „Fun-Culture“ sprechen, ob wir einen Jugend-, Sport- und Schönheitskult feststellen – immer ist es angezeigt, nicht mit dem Finger auf die Jugend zu zeigen im Wissen um die häufige altersübergreifende Suche nach dem „ultimativen Kick“. Klar wird dabei, dass eine Individualisierung, die grundsätzlich als positiv zu wertende Zielvorstellung ausgewiesen bleibt, ohne regulative Maßstäbe zum Egozentrismus entartet. Das Um-sich-selbst-Kreisen, das Auf-sich-selbst-Fixiert-sein, das Sich-selbst-nicht-Übersehen-können mit dem Blick auf den Anderen oder das Andere hin wird in der „Dritten Wiener Schule der Psychotherapie“, in der Logotherapie ihres Begründers Viktor E. Frankl als krankhaft bezeichnet. Danach kann der Mensch erst dann **sinnvoll** leben, wenn er in der Lage ist, sich selbst zu überschreiten auf anderes menschliches Sein oder auf einen befriedigenden Dienst bzw. auf eine herausfordernde Aufgabe hin.

In der Theologie, der Philosophie oder eben in der im Vergleich hierzu jungen Wissenschaft der Psychologie stellt dies eine fachübergreifende Erkenntnis dar. „Trotz unserer tiefen Sehnsucht nach Liebe halten wir doch alles andere für wichti-

ger als diese: Erfolg, Prestige, Geld und Macht. Unsere gesamte Energie verwenden wir darauf zu lernen, wie wir diese Ziele erreichen, und bemühen uns so gut wie überhaupt nicht darum ... das Andere zu erlernen... Nicht der ist reich, der viel hat, sondern der, welcher viel gibt.“ (Erich Fromm).

Verwandt mit der Tendenz des „Habenwollens“ sehe ich die Haltung, alles sei machbar, von mir selbst zu leisten – Anderen oder etwas Anderem habe man nichts zu verdanken. Erwähnenswert scheint mir dabei, dass mit einer fortschreitenden Pluralisierung nicht automatisch ein „Anything goes“, ein „Alles ist möglich“ verbunden sein muss.

Hans Küng hat einen minimalen Grundkonsens eingefordert, ohne den ihm ein menschenwürdiges Zusammenleben nicht möglich erscheint. Der Pluralismus als Frucht der Freiheit bedarf offensichtlich einer gewissen Bindung, um sich selbst nicht das Fundament zu entziehen: „Ohne eine Bindung an Sinn, Werte und Normen wird der Mensch sich im Großen wie im Kleinen nicht wahrhaft menschlich verhalten können“. In der Tat: Wenn alles gleich gültig ist, besteht auch die Gefahr, dass den Menschen das Wesentliche gleichgültig wird. Weitere neurotisch machende Sozialisationsbedingungen könnten noch unschwer genannt werden, doch sind diese nicht das eigentliche Thema.

Tzscheetzsch sprach bei der oben erwähnten Tagung davon, dass das Kind und der junge Mensch ein Recht auf Religion hätten. Ich möchte dies in der Weise erweitern, dass ich auch ein Recht der Gesellschaft darauf sehe, dass die religiöse Dimension des Menschseins nicht unterschlagen wird. Gregor Gysi hat vor kurzem sinngemäß davon gesprochen, dass er in keiner Gesellschaft leben möchte, in der das Religiöse ausgeblendet wird. Die religiöse Alphabetisierung, das Verstehen einer christlich-abendländischen Tradition, in die man hinein geboren ist, das ist die eine Seite, das Andere ist aber das Zur-Verfügung-Stellen eines Erfahrungsraums, der dem jungen Menschen eine eigene Wertentscheidung erst ermöglicht, weil er ganzheitlich herausgefordert ist.

Schule hat aus meiner Sicht, sollte die skizzierte Analyse zutreffend sein, auch die Pflicht, zum Wohl der ihr Anvertrauten gelegentlich Gegenwart zu sein. Damit ist gemeint, einen Bildungsbegriff zu Grunde zu legen, der Wissensvermittlung in der Schule in unauflöselichen Zusammenhang bringt mit einer Handlungsfähigkeit, die erzielt wird durch eine den Einsichten gemäße Selbstverpflichtung. Selbstgefälliges und unverbindliches Intellektualisieren mag zwar durchaus einen Beitrag zur eiteln

Selbstinszenierung leisten, hat aber mit dem Wesen von Bildung nichts zu tun. Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik benötigen den in ethischer Verantwortung handlungskompetenten Menschen. Verantwortung erwächst allerdings nicht von allein, ist nicht selbstverständliche Antwort auf die Herausforderungen des täglichen Lebens, sondern basiert auf der Auseinandersetzung mit unserem kulturellen Erbe. Deshalb darf Schule nicht auf die Überlieferung eines kulturellen Kernbestandes und auf seine Reflexion im Lichte der Gegenwart zu Gunsten einer bloßen Ver-zweckung verzichten.

Hierzu gehört allerdings ein entsprechender Erfahrungs- und Erprobungsraum.

Katholische freie Schulen haben beispielsweise mit COMPASSION grundlegende Erfahrungen vermittelt. In der Begegnung mit und im Dienst von Alten, Kranken und Behinderten haben Schülerinnen und Schüler Gelegenheit, ihr Wertgefüge neu zu justieren. Diese Zumutung wird, wie die Rückmeldungen zeigen, teilweise wie ein Geschenk empfunden, da der Einzelne die Chance hat, „ein Anderer zu werden“. Sinn kann nicht einfach zugesprochen, sondern muss erfahren werden. Deshalb ist es auch zu begrüßen, dass COMPASSION auch von staatlichen Schulen in ihr Schulcurriculum aufgenommen wird. Ich wünsche den Freien Katholischen Schulen ganz besonders den Mut, eine so geartete Gegenkultur weiter zu entwickeln.